

## Kapitel 7

### Fragmentierte Gesellschaft

Claudia Honegger

Die hier versammelten Zukunftsbilder sind uneindeutiger, schillernder, widersprüchlicher, abstrakter, formaler und stärker von sozial- und geisteswissenschaftlichen Diskursen beeinflusst als die bisher geschilderten Szenarien. Sie schwanken zwischen Furchtsamkeit und Forscherheit, zwischen Pessimismus und Optimismus, zwischen Betroffenheit und Gleichgültigkeit. Die Gesellschaft erscheint als fragmentiert. Sie ist je nach Blickwinkel eine in Hinterwäldler und Stadtmenschen, in Prämoderne und Postmoderne, in Junge und Alte, in eigenkulturelle und Fremdkulturelle, in Informierte und Desinformierte, in Frauen und Männer, in Fitte und Schlappe, in Szenen und Cliques aufgesplitterte und zerstückelte Angelegenheit. Für die einen scheint es ziemlich hoffnungslos, die dadurch entstandenen Gräben zu überwinden; für andere wiederum gilt es, in der Zukunft die verschiedenen Gruppierungen irgendwie wieder zusammenzuführen. Manifestester als bei den anderen Typen steht ein Selbst, dessen Stilisierung und Kultivierung im Zentrum aller Überlegungen auch über die zukünftige Entwicklung von Kollektiven. Konkret sind die eigene Person, der eigene Körper, die Transformation des Individuums, während die soziale Realität hinter einem Schleier aus postmodernen Diskursbrocken und sozialtheoretischen Versatzstücken zu verschwinden droht.

Die Gruppe, deren Zukunftsvorstellungen hier vorgestellt werden sollen, ist sozial wesentlich homogener als die Trägerschicht der anderen Typen: alle Vertreter und seltener Vertreterinnen dieser spezifischen Form von Erzählung über mögliche Zukünfte gehören einer Generation an, sie sind um 1970 herum geboren, haben häufig ein geistes- oder sozialwissenschaftliches Studium begonnen, seltener auch abgeschlossen. Prototypisch sind ihre Herkunft aus gutsituierten Familien eines in der Nachkriegszeit aufgestiegenen Kleinbürgertums, ihre Verwurzelung in einer der typisch schweizerischen mittelgroßen Bilderbuch-Städte, ihr relativ hoher Bildungsgrad sowie eine gewisse Unentschiedenheit der eigenen Biographie gegenüber. Sie haben ihren Ort in der Gesellschaft noch nicht gefunden – insofern ist dieses Szenario vielleicht auch nur eine Art von Zwischenspiel.

Ihre Zeitdiagnosen enthalten stets ein Stück Gesellschaftskritik, die aber häufig uneindeutig bleibt. Ein gleichsam generationsspezifischer Zwang zu Originalität und Distinktion kann unterschiedliche Auswirkungen haben: von der Kultivierung des Körpers über zurückhaltende Kepsis bis hin zu narzisstischer Selbstüberhöhung.

## 7.1 ‚Dekonstruktivismus‘: Geschwister Huber

Sabine Huber, geboren um 1970, Studentin. Thomas Huber, geboren um 1973, Student.<sup>392</sup> Vater Chemiker; Mutter medizinisch-technische Assistentin, seit der Geburt der Kinder Hausfrau.

Zum Zeitpunkt des Interviews studiert Sabine Huber Romanistik und Germanistik an einer Schweizer Universität und schreibt gerade an ihrer Abschlussarbeit. Es braucht ziemlich lange, bis sie sich auf die Interviewsituation einlässt. Am Anfang antwortet sie kaum, dann zögerlich, um schließlich doch noch ins Erzählen zu kommen. Das Thema ihrer Lizentiatsarbeit hat sie nicht selber gewählt, sondern sie wurde aufgefordert, in einem bereits laufenden Forschungsprojekt mitzuarbeiten. Noch ist unklar, was nach dem Studium geschehen soll. Ob eine Dissertation sie reizen könnte, weiß sie nicht, nur dass sie nicht ein Leben lang in einer Schule das unbeliebte Fach Französisch unterrichten möchte, das weiß sie sicher. Obwohl sie diese Sprache, das Land und vor allem Paris liebt, wie sie selber sagt, dort auch schon einige Monate verbrachte, zieht es sie nicht weg aus der Region, in der sie aufgewachsen ist und nun studiert. Für die Zukunft der Schweiz befürchtet sie eine allgemeine Verunsicherung, welche die Gefahr in sich birgt, dass diejenigen Aufschwung erhalten, welche einfache Erklärungen anzubieten haben: sowohl in der Politik wie in den Führungsetagen der Wirtschaft.

„Die Gegengesellschaftslinie wird es schwieriger haben, weil es die radikalen Meinungen auf der rechten Seite einfacher haben. Es gibt eine Einebnung, alle versuchen einen Konsens zu finden: Wir sitzen alle im gleichen Boot und es geht allen im Moment nicht so gut. Und jetzt machen wir nicht noch Revolte wegen irgendwelchen Sachen. Einfache Lösungen haben es einfacher, wenn es ihnen gelingt, Schuldzuweisungen und so Sachen zu bringen.“

Blocher etwa gelinge es, für die „interne Unzufriedenheit“ und die Ängste der Leute Schuldige zu benennen. Aber auch in der Wirtschaft

---

<sup>392</sup> Interviews mit der Familie Huber im Sommer 1997: Caroline Bühler und Peter Schallberger.

kursierten einfache Erklärungen, etwa für die Notwendigkeit von Fusionen und Umstrukturierungen.

„Also seit zwei Jahren ist es so, du musst das Zauberwort bringen, wenn du irgendetwas Unangenehmes machen willst, dann musst du ‚Globalisierung‘ sagen: Weil sonst hat die Schweiz ja keine Chancen in der Welt, und wir müssen ja auch Arbeitsstellen abbauen, um Arbeitsplätze zu sichern. Also es sind immer die gleichen Wörter. ‚Globalisierung‘ ist für mich einfach so ein Schlagwort, das du immer hörst, genauso wie ‚Konkurrenzfähigkeit‘. Oder bei der Fusion von den beiden haben sie immer von Synergien geredet, auch wenn niemand so genau weiß, was das darstellen soll.“

Sabine Huber bezieht sich hier auf die Fusion von Sandoz und Ciba-Geigy zur Novartis, die sie als Tochter eines Chemikers hautnah erlebt hatte. Ihre Erfahrungen mit der Fusion, aber auch ihre Teilnahme an den Protesten gegen die chemische Industrie im Zusammenhang mit der Chemiekatastrophe in Schweizerhalle 1986 beeinflussen wesentlich ihre Einstellung zu Politik und Wirtschaft. In der Frage einer Integration der Schweiz in die Europäische Union ist sie widersprüchlich, wie sie selber betont: Einerseits ist sie skeptisch, ob diese mehr bringen würde als zusätzliche Gütertransporte, andererseits ist sie aber auch gegen eine Abkapselung der Schweiz. Zudem befürchtet sie, dass die Politik die Steuerungsmacht über die Wirtschaft sowiso längst verloren hat und es insofern keine wesentliche Rolle spielt, ob die Schweiz dabei ist oder nicht, wobei sie eigentlich von der Idee einer europäischen Gemeinschaft überzeugt wäre.

Diese etwas schwankende Haltung, eine zwar kritische, aber dennoch irgendwie ratlose Unentschiedenheit findet sich auch bei Sabines drei Jahre jüngerem Bruder Thomas. Dieser studiert zum Zeitpunkt des Interviews Anglistik und Geschichte im 11. Semester, spielt mit dem Gedanken, „an die Lizentiatsarbeit heranzugehen“, und träumt von einer Ausbildung in „internationalem Journalismus“. Die Entscheidung für seine Studienwahl war ihm nicht leicht gefallen: Französisch war schon durch die Schwester besetzt, wie er sagt, Naturwissenschaften kamen nicht in Frage, so legte er ein Zwischenjahr für einen Sprachaufenthalt in England ein und begann dann ein Studium an der Universität seiner Herkunftsregion. Dieser fühlt er sich verbunden. Da ist durchaus ein „Heimatgefühl“ vorhanden, und er „möchte eigentlich nirgend anders leben“. Dazu im Widerspruch steht sein Wunsch, in den internationalen Journalismus einzusteigen, also als Korrespondent aus dem Ausland zu berichten. Das möchte er, weil er in einer solchen Position Macht hätte und seine „Kritikfreudigkeit“ ausleben könnte. Die politi-

schen Debatten im Inland langweilen ihn: „Ich mag mich nicht irgendwie engagieren gegen jemanden wie Blocher; es geht so viel Wichtigeres vor in der Welt, das ist einfach eine Zeitvergeudung. Die Schweiz sieht er an einem Wendepunkt angekommen:

„Es ist ein Phänomen vom verhätschelten Kind. Weil alle es so gerne haben, hat es auch das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Und nach dem Zweiten Weltkrieg ist das schön am Leben gehalten worden. Obwohl es eigentlich nicht sehr produktiv ist, dieses Kind, hat es immer so ein wenig eine besondere Stellung gehabt, und alle sind froh gewesen, dass es das gibt.“

Als besonders unproduktiv und problematisch erachtet er die Banken und ihre Geschäfte, die ohne Transparenz „hinter Glaswänden und Betonmauern abgewickelt“ werden. Diese Branche, „die in erster Linie jongliert“, ist ihm „unsympathisch“<sup>393</sup>, während er die chemische Großindustrie gar nicht mehr als genuin schweizerisch wahrnimmt. Für die Zukunft der Schweiz betont er vor allem die Notwendigkeit einer Imageverbesserung. Die demokratische Kultur, das Qualitätsbewusstsein, die Innovationsfähigkeit sollen betont und gegen die „Profiteursmentalität“ und die moralisch zweifelhaften Bankgeschäfte gesetzt werden. Gelingt dies nicht, wird die Schweiz in der Außenwahrnehmung ihren alten Bonus endgültig verspielen. „Also ich sehe die Zukunft, wenn es so weitergeht, nicht rosig für die Schweiz. Ich glaube, dieser Vorsprung, den man ja mal gehabt hat, der geht schnell verloren, weil es ist alles ein wenig eine Imagefrage. Die geheimen Machenschaften der Banken haben zu einem Ansehensverlust der ganzen Schweiz geführt. Für die Zukunft wäre es wichtig, neue Nischen im Dienstleistungsbereich zu suchen und die alte Rolle der Schweiz als internationales Bindeglied weiter auszubauen.

Trotz der sehr ausführlichen und harten Kritik an den Banken sind Thomas Hubers Diagnosen nicht sehr konkret. Vieles bezieht sich auf das Image, den Schein, die Außenwahrnehmung. Wie diese wirklich verbessert werden könnten, bleibt unklar, da eine Vorstellung politischer Umsetzung zu fehlen scheint. Zudem klingen seine Äußerung über die Schweiz („verhätschertes Kind“, schlechtes Image) oft wie ein Echo seiner eigenen Selbstdeutungen. War eine gewisse apolitische Haltung bei seiner Schwester eher das Resultat der Ernüchterung über die gescheiterten Proteste gegen die Chemische Industrie sowie der Diagnose einer allgemein gewordenen Ohnmacht der Politik gegenüber der Wirtschaft, so ergibt sich die Abstraktheit der Kritik bei Thomas Huber aus

---

<sup>393</sup> Das Interview stammt aus dem Jahr 1997, als die Diskussion über die Rolle der Schweizer Banken im und nach dem Zweiten Weltkrieg gerade auf dem Höhepunkt war.

einem gleichsam geisteswissenschaftlichen Distinktionsbedürfnis sowie aus einem Schwanken zwischen Ohnmachtsgefühlen und Allmachtsphantasien.

Eine spezifische Form von Politikferne lässt sich allerdings auch aus dem Herkunftsmilieu ableiten. Die Geschwister Huber entstammen einer für die Schweizer Chemie der Nachkriegszeit nicht untypischen Familie. Der Vater, Mitte der 30er Jahre geboren, interessiert sich schon im Gymnasium für Naturwissenschaften, entscheidet sich aus Interesse an der Sache für die Chemie, studiert und promoviert am Polytechnikum, der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, und nimmt nach drei Jahren als *Postdoc* in Amerika eine Forschungsstelle bei einer chemischen Firma in der Schweiz an. Er bleibt in der gleichen Firma bis zu seiner (nicht ganz freiwilligen) Frühpensionierung im Verlauf der großen Fusionswelle Mitte der 90er Jahre.

Die Mutter kam Anfang der 60er Jahre als Dreißigjährige in die Schweiz, wo sie als medizinisch-technische Assistentin in einem Krankenhaus arbeitete, bis sie 1968 Herrn Huber heiratete. Seit der Geburt der Kinder ist sie Hausfrau.

Das Interview mit Herrn Huber gestaltet sich sachlich, seine Schilderungen über Studienwahl, Arbeit und Forschungsinteressen sind ausführlich und klar. Wie häufig bei der naturwissenschaftlich-technischen Elite anzutreffen, hegt er ein gewisses Misstrauen gegenüber ökonomischen Theorien und daraus abgeleiteten betrieblichen Strategien.<sup>394</sup> Er bezweifelt, dass die Tendenz zu Fusionen und immer größeren Gebilden rein rationale Hintergründe hat. Zwar stellt er fest, dass in der Forschung der Aufwand immer größer geworden sei, was Zusammenschlüsse begünstigte. Hinzu aber komme noch ein irrationales Moment, das seit Ende der 80er Jahre das ganze „*Gestümm* mit der Globalisierung“ ausgelöst habe:

„Auch in der Wirtschaft, das ist meine private Meinung, gibt es sehr viele Modeströmungen. Ich weiss nicht, wo die kreierte werden, vielleicht in der Harvard Business School. Da gibt es auch Trends, gibt es dominierende Figuren, deren Meinung zum Dogma wird. Und dann ändert das wieder. Es würde mich nicht überraschen, wenn in zehn Jahren gerade wieder das Gegenteil erzählt würde. Man muss ja nicht meinen, das sei alles so rational, was diese Wirtschaftsleute so reden.“

Die Wirtschaftsleute mit ihrem „Shareholder Value-Zeugs“ haben zwar alles umgekrempelt, den Naturwissenschaftler aber nicht überzeugt. „Das müssen sie dann auch noch beweisen, dass es so viel mehr wert

---

<sup>394</sup> Vgl. auch Lüthi/Schlaeppli (1997).

ist“, meint er skeptisch brummend. Früher war der Chemiker der „Löwe“, der kämpfte, aber nicht für Karriere und Profit, sondern für die Sache. Heute ist er nur noch ein „Funktionsträger“ unter anderen, eingepfercht in eine komplizierte Struktur aus Entwicklung, Marketing, Verkauf usw. Zwar fürchtet Herr Huber eine gewisse Vormachtstellung der Wirtschaftsleute sowohl in der chemischen Industrie wie auch in der europäischen Union. Aber die Forschung sei schon immer weltoffen und entgrenzt gewesen. Sein Ideal ist deshalb die Verknüpfung eines wissenschaftlichen Universalismus mit der Anerkennung kultureller Vielfalt. Dazu müssten die globalen Probleme weltweit und die regionalen lokal angegangen werden. „Ich bin durchaus ein Advokat der Provinz.“ Nach der Fusion von Sandoz und Ciba-Geigy zu Novartis, dem „Erdbeben“ wie Herr Huber sagt, wurde ihm die Wahl einer frühzeitigen Pensionierung nahe gelegt, und nun studiert er Philosophie, vor allem Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie.

Ganz anders verläuft das Gespräch mit Frau Huber. Sie ist am Anfang voller Abwehr und Misstrauen. Was „mich persönlich“ wollen Sie befragen? Was wollen Sie jetzt wissen? Sie beginnt dann mit: „Ich bin aus Deutschland. Ich bin 1961 in die Schweiz gekommen.“ Und es folgt ganz schnell und im Stakkato-Stil ihr weiteres Leben. Erst danach schöpft sie Atem. Obwohl sie ihren Beruf liebte und gerade vor einem Karrieresprung stand, hat sie nach der eher späten Heirat und der Geburt der beiden Kinder aufgehört zu arbeiten und auf einen Wiedereinstieg verzichtet, der natürlich auch durch die rasanten technischen Entwicklungen in ihrem Beruf sehr schwierig geworden wäre. Sie hat sich ins pflichterfüllte Dasein der Hausfrau und Mutter geschickt, neben einem Mann, der voll und ganz in seinem Beruf aufging, zuhause abschalten wollte und zudem oft im Ausland auf internationalen Kongressen war. Zur Fusion in der chemischen Industrie und zu anderen solchen Entwicklungen hat sie eine dezidierte Meinung: „Also ich persönlich finde diese ganze Entwicklung katastrophal, diese Übernahmen, Konzentrationen, Großfirmen. Schrecklich! Ich finde es ungesund.“ Ebenfalls ziemlich ungesund findet sie die Dominanz von Deutschland in der EU, aber einen Alleingang der Schweiz kann sie auch nicht befürworten, weil sie erkannt hat, dass die Jugend dazu gehören will. Sie lebt gern in der Schweiz.

„Mir ist einfach wohl. Ich fühle mich integriert. Was mich aufregt, ist, wenn mein Schweizerdeutsch nicht so vollkommen ist, wenn ich mal irgendeinen Satz sage, das ist so typisch schweizerisch, dann reden sie grad hochdeutsch. Und dann werde ich wirklich verrückt. Innerlich. Aber ich rede weiter schweizerdeutsch und die reden hochdeutsch. Und das man das nicht ak-

zeptieren kann. Aber das ist so die Art des Schweizers, immer grad sich auf den andern umzustellen oder zeigen, dass er gut hochdeutsch kann. Jedenfalls ist mir das immer aufgestoßen. Ich habe mir so Mühe gegeben, von Anfang an.“

Vielleicht ließe sich fast von einer Überanpassung und Überidentifikation mit der Schweiz sprechen. Jedenfalls findet sie, die doch immer auch eine Außenseiterin war, die Anklagen vieler Jüngerer gegen die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg eher übertrieben. Sie ist eine Weile lang in zahlreiche Vorträge zu diesem Thema gegangen, konnte es dann aber nicht mehr hören. „Ich begreife schon die Alten, ich meine, so einfache Bauern oder so, die sagen: ‚Ja, wir haben Aktivdienst gemacht, und jetzt wird das nicht mehr honoriert. Und es wird alles fertig gemacht.‘ Und die jungen Historiker, zum Beispiel der Tanner...die sind dermaßen aggressiv, und ich finde das einfach den Älteren gegenüber ein wenig unfair.“ Und sie fährt fort – durchaus in Einklang mit den Äußerungen ihres Sohnes: „Ich meine: Banken ausgenommen! Also für die habe ich gar kein Verständnis. Wirklich nicht! Das finde ich also katastrophal, wie die sich aufführen und aufgeführt haben.“ Als am Ende des Interviews nochmals auf das Forschungsdesign zurückgekommen wird: eben Befragungen in fünf für die Schweiz typischen Feldern, sagt sie spontan: „Ja Banken natürlich. Das ist wichtig. Die werden ganz etwas Anderes sagen.“ Und auf die scherzhafte Frage der Interviewerin, ob sie denn das Gefühl habe, wenn sie einen Banker geheiratet hätte, würde sie jetzt andere Auskünfte geben, meint sie lachend: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich einen Mann genommen hätte, der bei einer Bank gearbeitet hätte. Ich meine, man kann ja nicht alle über einen Kamm scheren. Es gibt überall solche und solche. Aber ihr Gedankengut ist irgendwie so anders, sich immer mit Zahlen befassen und mit Geld.“ Damit macht sie nicht nur ihre autonome Lebensentscheidung für diesen einen Mann und das Leben mit den Kindern deutlich, sondern veranschaulicht auch ihren – wie immer abgeschwächten – naturwissenschaftlichen Habitus. Ihr Blick auf die Gesellschaft ist ein gleichsam medizinischer, und viele Erscheinungen wie Megafusionen, Weltkonzerne, ‚Großdeutschland‘ oder Großbanken werden von ihr als „unge-sund“ diagnostiziert. Die Skepsis gegenüber den Wirtschaftsleuten teilt sie mit ihrem Mann, obwohl bei diesem eher die mangelnde Wissenschaftlichkeit der ökonomischen Theorien, die Beweise schuldig bleiben, und das Modische ökonomischer Rezepte Anlass zu Kritik geben. ‚Globalisierungsgegner‘, zumindest skeptisch gegenüber den die Globalisierung rechtfertigenden Schlagworten, sind also auch die Eltern Huber.

Vor diesem familiären Hintergrund sind die Lebensentwürfe und Zukunftsvorstellungen der Geschwister Huber noch etwas zu präzisieren. Obgleich sie zunächst hoch individualisiert erscheinen mögen, ist ihr Lebensstil doch rückgebunden an Bedingungen des Herkunftsmilieus. Dazu gehört neben der selbstverständlichen Verfügung über ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital die hohe Legitimität von Studium und Bildung. Im Gegensatz zu den Eltern, die den sozialen Aufstieg über eine naturwissenschaftliche Ausbildung vollzogen haben, scheint ihnen aber sowohl die Begeisterung wie die Sachhaltigkeit zu fehlen. Sie schweben gleichsam in der Luft, sind stärker den Formen und Formalismen ausgeliefert. Hier spielen einerseits generationsspezifische Rituale und Moden hinein, andererseits aber auch ein im ausgehenden 20. Jahrhundert virulent gewordener geisteswissenschaftlicher Habitus. Der daraus resultierende Denkstil ist so etwas wie ein verinnerlichter, alltäglich gewordener ‚Dekonstruktivismus‘. Wenn davon ausgegangen wird, dass durch die Dekonstruktion das Subjekt und die Substanzen kritisch ihres Selbstverständnisses enthoben und aus den Bewegungen der Differenz in ihren verschiedenen Momenten und deren Aufhebung gedacht werden, so ergibt sich eine treffende Beschreibung dieses geisteswissenschaftlichen Sekundärhabitus. Dass dieser in seiner Uneindeutigkeit eine autonome Lebenspraxis und eine an der Realität ausgerichtete Zeitdiagnose nicht unbedingt erleichtert, lassen die Schwankungen und Ungewissheiten der Geschwister Huber erahnen. Dennoch enthält ihre kritische Haltung durchaus noch Momente einer bestimmten Negation, einer skeptischen Distanzierung und Selbstrelativierung. Diese Momente scheinen sich in der folgenden Variante, die mit Hilfe eines Gruppenportraits junger Männer dargestellt werden soll, fast gänzlich verloren zu haben. Im Zentrum steht hier eindeutig ein Ich, das die Realität in seinen Bann schlagen möchte. Fügt sie sich nicht, wird sie aus dem Fokus genommen und als ‚ärgerliche Tatsache‘ in den Hintergrund geschoben.

## 7.2 ‚Postrealismus‘: Gruppenporträt

Tobias Fricker, geboren 1968, Sozialwissenschaftler und Ausstellungsmacher; Serge Dubois, geboren 1977, Athlet und Mechaniker; Pascal Jann, geboren 1970, Studium der Geisteswissenschaften und Betätigung in diversesten Bereichen; Kurt Fischer, geboren 1966, nach abgebrochenen geisteswissenschaftlichen Studien als Lokaljournalist tätig.

Dass die zweite Variante des Szenarios einer fragmentierten Gesellschaft durch ein Porträt mehrerer Personen illustriert wird, hat folgende Gründe. Zum einen finden sich hier nur Männer aus einer bestimmten

Generationenlagerung; zum anderen sind sie mit Ausnahme des Sportlers Serge Dubois alle aus ähnlichen Milieus, haben einen relativ hohen Bildungsgrad und geistes- bzw. sozialwissenschaftliche Studiengänge gewählt, in denen sie selten ganz glücklich sind. Alle haben sie ein stark auf das eigene Selbst und dessen Vorlieben bezogenes Verhältnis zu den anderen und zur Welt. Auf individuell zwar unterschiedliche, aber sich dennoch zu einem kollektiven Muster zusammenfügende Weise ‚verkörpern‘ sie einen Denk- und Wahrnehmungsstil, der als ‚Post-Realismus‘ bezeichnet werden soll.

Es sei heutzutage schwieriger geworden, einen Konsens zu finden, meint der dreißigjährige Tobias Fricker, „weil es gespaltenere oder diversifizierte Haltungen gibt und nicht mehr alles auf wenige Stränge gebündelt ist“. Durch die „Ausdifferenzierung von Lebensstilen“ sei die Konsensfindung in der direkten Demokratie zu einer „extrem heiklen Frage“ geworden. In seiner Vorstellung wäre Konsens mehr als die bloße Mehrheitsentscheidung, sondern enthielte auch eine „Vision“. Aber eine solche sei kaum mehr möglich, „dafür ist irgendwie die Gesellschaft zu fragmentiert“. Tobias Fricker hatte sich nach dem Wirtschaftsgymnasium und einem Bankpraktikum für ein nicht-ökonomisches Studium entschieden, das er erfolgreich abgeschlossen hat. Er arbeitet zum Zeitpunkt des Interviews im Jahre 1998<sup>395</sup> zum einen als Forschungsassistent an der Universität, zum anderen als freier Mitarbeiter in einem künstlerischen Unternehmen von nationaler Bedeutung. Tobias Fricker stammt aus einer typisch aufwärtsmobilen Familie, die in den 60er und 70er Jahren vom allgemeinen Fahrstuhleffekt erfasst worden war. Der Vater wuchs noch in einer klassischen Arbeiterfamilie auf, absolvierte eine Feinmechanikerlehre, trat mit 22 Jahren in eine Uhrenfirma ein, in der er kontinuierlich aufgestiegen und heute als Personalchef tätig ist, heiratete mit 25 und wurde in regelmäßigen Abständen Vater von vier Kindern. Die hohe Identifikation mit dieser Firma und ihrer paternalistischen Tradition wirken auch in seinen Zeitdiagnosen nach. Die ökonomischen Umstrukturierungen der 1990er bergen für ihn vor allem die Gefahr einer Zweiklassengesellschaft in sich, da die Chefs sich nicht mehr um die eigenen Leute kümmern und schlechte Löhne bezahlen.<sup>396</sup>

Die Mutter von Tobias Fricker wurde 1945 als fünftes Mädchen und Nesthäkchen in eine Handwerkerfamilie hinein geboren. Die zweitjüngste Schwester war 10 Jahre älter, die Mutter bei der Geburt bereits Mitte vierzig, so dass Frau Fricker wohlbehütet von fünf Müttern auf-

---

<sup>395</sup> Interview mit Tobias Fricker im Dezember 1998: Serge Kuhn und Matthias Vögtlin. Mit Dank an Serge Kuhn für seine exzellente Interpretation des Denkstils von Tobias Fricker.

<sup>396</sup> Interviews mit den Eltern Fricker im Dezember 1998: Michael Gautier, Astrid Wüthrich.

wuchs. Nach einer Lehre im Detailhandel lernte sie mit 19 Jahren ihren Mann kennen, baute mit 21 Jahren auf familieneigenem Grund neben dem elterlichen Haus ein Eigenheim, heiratete, kümmerte sich fortan um Haushalt und Familie und leistete zudem Heimarbeit für die Uhrenfirma, in der ihr Mann angestellt war. Ihre Befürchtungen und Vorstellungen über die Zukunft entsprechen in groben Zügen den Aussagen von Frauen, wie sie in Kapitel 6.1 über einen drohenden Verfall der Solidargemeinschaft geschildert wurden.

Aus der Umarmung durch Mutter und Milieu versucht Tobias Fricker sich durch den Erwerb von kulturellem Kapital und die Entwicklung einer distanzierten, beinahe analytischen Haltung dem Herkunftsmilieu gegenüber zu lösen. Die Uhrenindustrie war für ihn als Knaben präsent vor allem durch die Heimarbeit der Mutter, während ihm die Tätigkeit des Vaters unklar blieb.

„Über die Arbeit des Vaters weiß ich nichts Genaues. Ich weiß natürlich, dass er dort die Lehre gemacht hat, er ist schon weiß nicht wie lange dort, dass er sich *hochgeschafft* hat, als Feinmechaniker anfang und jetzt mehr in der Administration tätig ist und dem mittleren Kader angehört. Das ist mir schon bewusst und das habe ich auch mitbekommen – wobei es ist auch eine Interpretation von jetzt her – oder, wenn ich mich zurückerinnere, wie das damals war. Ja, wie das halt in den 60er Jahren so gewesen ist, relativ früh geheiratet und halt nur ein Einkommen gehabt, und wenn man bald Kinder kriegte und die Frau klassischerweise zuhause geblieben ist. Und am Anfang ist es wahrscheinlich rein finanziell nicht wahnsinnig rosig gewesen. Und da hat es natürlich schon eine gewisse Entwicklung gegeben. Und heute, da die Kinder draußen sind, ist man schon auf einem guten Einkommensniveau. Wobei ich das jetzt alles auch nicht im Detail weiß, aber man sieht ja, was alles neu dazu gekommen ist.“

In dieser Passage zeigt sich eine Distanziertheit und mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Terminologie auch eine gewisse Distanzierung vor allem seinem Vater gegenüber<sup>397</sup>, der mittlerweile die Attribute des sozialen Aufstiegs auch zeigt – im Gegensatz zur Mutter, die sich eher ostentativ bescheiden gibt.

Die Krise der Uhrenindustrie in den 70er Jahren habe er damals nicht bewusst miterlebt, meint Tobias Fricker, sondern erst im Zuge der 90er Jahre und der Umstrukturierungen in anderen Branchen als solche erkannt. Allerdings ist er überzeugt, dass trotz Krisen und Entlassungen auch neue Arbeitsplätze geschaffen werden können: „Die Arbeit wird

---

<sup>397</sup> Vgl. auch Overmann (1988).

nie ausgehen, kannst immer wieder etwas tun.“ Das Problem für ihn liegt eben eher in der Herstellung von Konsens in einer fragmentierten Gesellschaft, in der die Zugehörigkeiten variabel werden, sich verändern, überschneiden oder verwischen. Dagegen scheint sich kaum etwas unternehmen zu lassen. Er hofft zwar auf eine bessere politische Integration der Ausländer, auf ein Ende der Ausgrenzung. Einer Integration der Schweiz in die Europäische Gemeinschaft steht er aber äußerst skeptisch gegenüber. Es sind die gleichen Argumente wie bei den Geschwister Huber: Er hat Nein gestimmt bei der EWR-Abstimmung, aus dem Bauch heraus, wie er sagt, und vor allem wegen der Dominanz einer „Economics of scale“. Auch wenn er eine Annäherung der Kulturen begrüßen würde, sei die Marktlogik alles bestimmend, und das passt ihm gar nicht. Diese Ablehnung ‚des‘ Ökonomischen schlechthin bleibt freilich merkwürdig vage und abstrakt. Anders als in der zweiten Variante des Szenarios einer „Verselbständigung der Ökonomie“ herrscht hier aber auch keine Panik. Es ist eher eine fast persönliche Animosität zwischen einem Ego und einer Ökonomie. Auf die Frage nach dem Bild der Schweiz in 30 Jahren antwortet er lachend:

„Jesses Gott, 30 Jahre, Schweiz, ich meine, ein Charakteristikum der heutigen Zeit ist, dass man nicht mehr soweit vorausdenken kann, dünkt mich jetzt. Ich finde, 30 Jahre sind für mich ein Horizont, in 30 Jahren bin ich 60, oder, da ist mein Horizont, mag mich gar nicht damit auseinandersetzen, da lebe ich zu fest im Moment. (...) Natürlich kann ich irgendeine Phantasie entwickeln, aber was die mit der Realität zu tun hat oder mit dem, was dann wirklich rauskommt – das scheint mir enorm schwierig. Die Hoffnung wäre, dass in 30 Jahren, dass man ganz allgemein friedlich leben kann in diesem Land und dass alle irgendwie einen lebenswerten Status haben.“

Es scheint weder Handlungspotenziale für den Einzelnen noch strukturelle Zwänge zu geben. Die Realität entzieht sich der Phantasie. Aber auch mit Theorien, die er gerne anspricht, scheint ihr nicht beizukommen zu sein. Einerseits sagt er von sich: „Also ich bin nicht ein Typ, der nur an die Selbstbestimmtheit und an die Handlung denkt. Ich habe sehr strukturalistische Züge.“ Andererseits antwortet er auf die Frage nach den für ihn persönlich wichtigen Werten mit: „Selbstbestimmung, das schätze ich extrem hoch ein.“ Dieses unmittelbare Schwanken zwischen theoretischen Positionen, die zwar eher angelesen als angeeignet wirken, hat dennoch lebenspraktischen Einfluss. Wie bei den ‚De-konstruktivistinnen‘ hat auch hier ein Sekundärhabitus der ‚philosophischen Halbbildung‘ durchaus paradoxe Folgen: Zum einen finden sich hochabstrakte Spekulationen über die Essenz von Wirklichkeit: „Realität

tät, so es sie denn gibt. Ich tue sie ganz fest in Anführungszeichen setzen!“ Zum anderen birgt eine solche pseudo-wissenschaftliche Hinterfragung der Realität in einem dermaßen allgemeinen Sinn die Gefahr, dass pragmatische Einschätzungen von realen Handlungschancen verunmöglicht werden und einer eher fatalistischen bis zynischen Gleichgültigkeit weichen müssen. Damit hat zwar Tobias Fricker sowohl den Pragmatismus der kleinen Schritte seines Vaters wie auch die klammernde Bodenhaftung seiner Mutter weit hinter sich gelassen, aber um den Preis eines labilen Selbstbildes, eines oszillierenden Denkstils und einer in sich hoch widersprüchlichen Gesellschaftsdeutung. Das einzig wirklich Konkrete scheint der Sport zu sein, den er seit seinem zehnten Lebensjahr äußerst intensiv und diszipliniert betreibt:

„Ein anderer Wert ist Fitness im weitesten Sinn, also physisch wie auch geistig. Ich habe schon für mich den Anspruch, dass ich will verstehen, was um mich herum passiert, und ich habe den Anspruch, dass ich mich kann bewegen, physisch, dass ich irgendwie – also ich meine mit dem nicht, dass ich kann in der Weltgeschichte herumfliegen, sondern dass ich irgendwie kann über drei Hügel rennen, wenn ich Freude habe daran und weiß, das schaffe ich, das kann ich. Das ist für mich wichtig, dass ich mich irgendwie als Mensch fühle. Ich möchte nicht die diskreditieren, die das nicht können oder so, die haben Anderes, das sie können und sind wohl dabei oder teilweise wohl. Oder ich hoffe zumindest, dass es ihnen wohl ist, so wie sie sind.“

Der Körper als Leistungsträger ist die sicherste Grundlage der eigenen Identität, die einzig wirklich greif- und gestaltbare Realität. Der Körper ist nicht nur Funktions-, sondern auch Bedeutungsträger, und gelegentlich wird aus der Kultivierung des Körpers gar eine Art Vision für das Kollektiv. Die Transformation beginnt beim Individuum, das sich durch diese Form der Askese als beinahe wissenschaftlich betriebener Disziplinierung eine methodische Lebensführung angewöhnt, die der Intention nach exemplarische Funktion hat. Ist diese Form der Askese erst einmal verallgemeinert, lassen sich auch alle anderen Probleme methodisch angehen und einer Lösung zuführen. Spuren einer solchen hochkonkreten Vision finden sich – neben den eher abstrakten Zeitdiagnosen – auch bei Tobias Fricker und anderen ‚Post-Realisten‘. In Reinkultur findet sie sich bei Serge Dubois, der zum Zeitpunkt des Interviews soeben dabei ist, den Wechsel in den Profistatus im Triathlon zu vollziehen.<sup>398</sup> Damit verschafft er seiner Mutter, die als prototypische Vertreterin der in Kapitel 6 geschilderten Variante des *Verfalls einer Kultur der*

---

<sup>398</sup> Interview mit Serge Dubois im November 1997: Caroline Bühler, Peter Schallberger.

*Mütterlichkeit* gelten kann<sup>399</sup>, eine aufwändige Zusatzbeschäftigung als semiprofessionell-mütterliche Dauerköchin und Betreuerin. Und er macht zudem sich selbst, wie er lachend meint, zu jenem perfekten Uhrwerk, von dem sein Vater, der weiter hinten vorgestellt wird, zeitlebens so fasziniert war.<sup>400</sup> Zudem hat der Profisport die Funktion einer körperbasierten Selbstinszenierung, einer Form von Individualisierung, die den Einzelnen über den Körper aus der Masse hervorzuheben vermag. Auf die Frage, was ihn denn reize am Sport, antwortet Serge Dubois:

„Ich will primär etwas Anderes machen als meine Gesellschaft macht. Also, auch jetzt momentan, ich habe Mühe, in diesem Betrieb zu arbeiten, weil ich mich einfach total unterscheide von den anderen. Die lassen sich dort, also von mir aus gesehen, in irgendein Schema hineindrücken. Um neun läutet dort der Wecker, alle den Bleistift hinlegen, Computer weg, gehen in die Pause, trinken ihr *Käffeli*, um zwölf nach neun läutet es wieder, dann rennen sie wieder an ihren Arbeitsplatz, und da habe ich einfach völlig ein Problem. Die werden total in dieses Schema hineingedrückt. Und da möchte ich eben raus. Darum haben sie ein Problem mit mir, und ich hab ein Problem mit ihnen. Weil sie haben Blockzeiten, die fangen um acht an, ja, und ich komme nie um acht, weil ich am Morgen zuerst mal trainieren gehe. Und dann komme ich vielleicht um neun. Und dann drehen die schon durch, weil um acht arbeitet man.“

Neben dem Distinktionsbedürfnis kommt in dieser Passage auch eine Kritik an der mangelhaften Unterstützung des Profisportes in der Schweiz zum Ausdruck. Bezogen auf das Kollektiv der Sportler hat Serge Dubois denn auch durchaus konkrete Zukunftsvorstellungen, während die meisten anderen Probleme sich seiner Ansicht nach durch mehr Selbstdisziplin (vor allem bei den Jugendlichen) und Ausdauer lösen ließen. Zwar sieht er für die Zukunft – beeinflusst durch seinen Bruder, der bei der Polizei arbeitet – vor allem Probleme mit der Ausländerkriminalität, aber eigentlich gibt es die anderen und die Gesellschaft nur als Kontrastfolie zum eigenen Tagesablauf. Neben der disziplinierten Arbeit am eigenen Körper hat eine andere Realität kaum Platz.

Schillernder sind der Realitätsbezug und das Realitätsverständnis von Pascal Jann, der sich ebenfalls mit Leidenschaft dem Sport widmet, allerdings weniger asketischen Versionen: Beach Volleyball im Sommer

---

<sup>399</sup> Vgl. Kapitel 6.1.

<sup>400</sup> Vgl. Kapitel 8.1.

und Snowboarden im Winter. Sein jüngerer Bruder André ist vorne unter der technizistischen Variante des Szenarios *Fortschreitende Modernisierung* ausführlich porträtiert worden.<sup>401</sup> Der in seiner Familie als zielstrebig und begabt geltende Pascal Jann ist zum Zweitpunkt des Interviews 27 Jahre alt und studiert im 14. Semester Geschichte und Deutsch.<sup>402</sup> Pascals Vater ist der Leiter der Lehrlingsausbildung in einer bekannten Schweizer Uhrenfirma, die Mutter seit seiner Geburt Hausfrau. Der Institution Universität steht Pascal Jann mittlerweile skeptisch gegenüber: „Ich habe das Gefühl, ich brauche die Universität nicht zum Weiterkommen, zum mich Weiterbilden.“ Er geht zwar ab und an noch in eine Veranstaltung, schätzt aber den Gewinn als eher gering ein:

„Du hast irgendwelche Vorträge gehört oder Referate von Mitstudierenden, wo du einfach sagen musst: Ja, sorry, aber da hätte ich geradeso gut eine Buch lesen können und wäre geradeso schlau. Zum Teil sind diese Beiträge einfach richtig lächerlich. Eine Uni sollte ein fundiert diskutierbares Wissen vermitteln, für mich hat sie diesen Anspruch nicht erfüllt.“

Er ist hochambivalent gegenüber den hermeneutischen Traditionen und neueren Gepflogenheiten in seinen Fächern. Da er den naturwissenschaftlichen Zweig des Gymnasiums absolviert hat und auch als Mathematiklehrer arbeitet, stilisiert er sich gleich zum ‚Naturwissenschaftler‘ hoch und distanziert sich vehement vom Habitus der Geisteswissenschaften, die er dennoch gewählt hat.

„Weil ich von diesen Naturwissenschaften herkomme, habe ich das Gefühl, ich bin ein sehr logisch denkender Mensch. Ich bin immer noch der Naturwissenschaftler, ich lese auch gerne so über Quantenmechanik, das interessiert mich brennend, Verbindungen zwischen Naturwissenschaften, zwischen Physik und Philosophie oder solches Zeugs finde ich extrem spannend. Von dem her, wenn man dann diese Bröselvorträge hört, oder diese Bröselvoten, die auch kommen von diesen Leuten, dann musst du einfach sagen: Nein, vergiss es! Zum Beispiel im Deutsch, wenn du ein Seminar machst über Kafka oder so, dann hat jeder das Gefühl, er interpretiere Kafka jetzt als einziger richtig und Zeug und Sachen. Und der Profax vorne, der sagt: ‚Ja, eine interessante Meinung!‘ Und du weißt genau, am liebsten würde er sagen: ‚Ach, halt doch die Klappe und hau ab!‘ Oder – überspitzt gesagt. Und das mag ich nicht.“

---

<sup>401</sup> Vgl. Kapitel 4.2.

<sup>402</sup> Interviews mit der Familie Jann im Dezember 1997: Caroline Bühler, Peter Schallberger.

Er sieht in dieser Form von Universität ein Theater, vermisst die klaren Vorgaben der Naturwissenschaften und wäre einfach „extrem froh“, er hätte den Abschluss („dieses blöde Papier“) und könnte dann schnellstens weg. Viele seiner selbst gewählten und gesuchten Zusatzbeschäftigungen erscheinen wie ein Umweg, wie gut legitimierte Verhinderungsstrategien, sich auf den Abschluss eines ungeliebten Studiums zu konzentrieren: Er war Geschichtslehrer, Fußballreporter, Kinooperateur. Er ist Systemadministrator in einem Internet Café, schreibt für die Lokalredaktion einer Regionalzeitung, unterrichtet an einer Berufsschule Mathematik, führt gelegentlich eine Bar im eigenen Keller und übersetzt ein französisches Uhrmacher-Lehrbuch ins Deutsche, ohne sich besonders für Uhren zu interessieren. Von dieser von seinem Vater vermittelten Übersetzung kann er ein Jahr lang bescheiden leben, von seinen Computerkenntnissen erhofft er sich ein wirtschaftliches Standbein für die Zukunft. Für sich selbst ist er überzeugt: „Ich finde immer irgendeinen Job.“ Das Problem ist, einen zu finden, der ihm auch gefällt und es ihm ermöglicht, seine vielen Begabungen zu entfalten, und dann auch noch genügend Zeit lässt, seine sportlichen Leidenschaften zu pflegen. Im Moment ist er ein in seiner Herkunftsstadt verwurzelter selbständiger Kleinunternehmer, der alle wichtigen Cliquen von ‚Chiemsee‘ über Hip-Hop bis zur House- und Techno-Szene kennt und einige Sparten des modernen *Lifestyle* semi-professionell pflegt. Sein Selbstmanagement ist durchaus erfolgreich, wenn da nur nicht der Druck des un abgeschlossenen ‚falschen‘ Studiums wäre. Ihm fehlt noch eine Seminararbeit in Geschichte, in der es um traumatisierte Vietnamkämpfer und um das Wesen des Krieges an sich gehen soll. Wäre die fertig, dann könnte er die Lizentiatsarbeit angehen.

Für die Zukunft sieht er vor allem Probleme, die sich aus der Verbreitung der Informationstechnologien ergeben, denn die rasanten Entwicklungen in diesem Bereich könnten von den meisten Leuten intellektuell gar nicht verarbeitet werden. Im Internet sieht er die Gefahr einer Verdrängung der anderen Medien und einer möglichen Verarmung der Gesprächskultur. Auf die Frage, ob er auch Probleme wie Arbeitslosigkeit befürchte, antwortet Pascal Jann:

„Das Problem ist, dass man sich über diese Entwicklung im Prinzip gar keine Gedanken mehr machen kann. Du kannst sie weder stoppen noch ändern. Also das ist jetzt nicht nur von mir aus gesehen, als Individuum, sondern ... von diesem Planeten als Ganzem, auch die können diese Entwicklung nicht mehr stoppen. Das hat eine Eigendynamik entwickelt, von mir aus gesehen. Und daher ist es müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Die ganzen Printmedien werden an Einfluss verlieren, und das Inter-

net wird an Einfluss gewinnen und dort werden Arbeitsplätze verloren gehen. Es werden allerdings beim Internet neue geschaffen, ganz andere, ganz klar, viel höher qualifizierte. Ja, das wird wieder auf eine Spezialisierung hinauslaufen, aber, was willst du? Du kannst diese Entwicklung nicht aufhalten, akzeptieren tue ich sie nicht, aber was willst du? Das ist so ein wenig eine fatalistische Haltung, aber das ist halt die Quintessenz von 27 Jahren Dasein.“

Damit hat er sich gleichsam aus der Post-Adoleszenz direkt ins Greisenalter katapultiert. Wenn die verselbständigte Globalisierung im Bereich der Informationstechnologien gar nicht reflektiert werden kann, eröffnen sich dem Individuum keine konkreten Handlungsoptionen und Interpretationsangebote mehr. Und der Fatalismus wird dann konsequenterweise zur einzig möglichen – zugleich abstrakten und deprimierenden – Einstellung des Einzelnen, während die Menschheit als ganze verloren scheint.

„Also ich bin Apokalyptiker, das kann man so sagen. Ich habe zwar das Gefühl, es sei naturwissenschaftlich belegt, diese Einstellung, die ich habe, oder diese Prognosen, diese Analysen, die ich mache, bin mir allerdings noch nicht ganz sicher, weil es kann auch sein, dass ich einfach grundlos pessimistisch bin. Aber von mir aus gesehen, wenn man jetzt nicht Einzelprobleme anschaut, sondern das Ganze, oder wenn man anschaut, wie die Probleme überhaupt angegangen werden, wie Entscheidungsfindungsprozesse ablaufen in der Demokratie oder allgemein, wo Interessenverteilungen liegen, wo Lobbies sind, wie sich die gegenseitig blockieren, und so weiter, von dem her gesehen hab ich nicht unbedingt Angst vor einzelnen Problemen, natürlich das Ozonloch ist eine Katastrophe, die ganze Abholzung von Regenwäldern, das Öl geht uns aus, die Umweltverschmutzung, Plutonium-Abfälle, das ist alles nicht geklärt, oder. Aber das ist im Grunde, von mir aus gesehen, nicht das Problem. Also ich rege mich nicht unbedingt auf über diese Probleme, sondern über die Unfähigkeit, die systemimmanent ist, habe ich das Gefühl, sich mit solchen Problemen effektiv zu befassen. Das ist meine Hauptsorge. (...)

Und das ist auch das, was es für mich fast unmöglich macht, für die Menschheit auf diesem Planeten Erde eine weitere Zukunft zu sehen...Ich sehe auch keine Möglichkeit für eine Veränderung, für eine grundlegende Veränderung, die nötig wäre, um, sagen wir, eine schnellere Reaktion herbeizuführen. Oder, Beispiel

Gentechnologie, da müssen wir wahrscheinlich irgend einmal darüber abstimmen. Wer um Gottes Willen hat irgend eine Ahnung von Gentechnologie, das haben ja nicht einmal die, die dort an dieser DNS herumfingern. Die haben zwar das Gefühl, sie hätten eine Ahnung, aber sie haben keine. Wie will da zum Beispiel ein Stimmbürger, durchschnittlich gebildet, sich ein Bild machen, was das jetzt für die Natur für Konsequenzen hat, welche wirtschaftlichen Konsequenzen, das ist nicht möglich. Das ist für ihn intellektuell und informationsmäßig gar nicht möglich. Und das macht mich sehr traurig, weil ich genau weiß, er wird sich äußern zu dem. Er muss sich äußern zu dem. Und im Grunde genommen könnte man gerade so gut würfeln. Da liegen für mich die Hauptprobleme in dieser verfahrenen Situation.“

Die Demokratie ist also angesichts der Komplexität der heutigen Welt restlos überfordert. Und Alternativen sieht er keine mehr.

„Früher, so in ein wenig wirreren politischen Phasen, habe ich immer noch das Gefühl gehabt, ja, mit einem vernünftigen Diktator, einem, der das in die Finger nimmt, irgendwie so der Übermensch, der da irgend einmal auftaucht und so gut ist, – *das Gute!* – der wird das dann schon regeln. Und mittlerweile muss ich einfach sagen, ja, nein... Eine Weile lang habe ich auch den Theorien von den Illuminaten nachgegangen, dass der Marsch durch die Institutionen die Lösung sein könnte: wenn du einmal Bundesrat bist, dann sagst du: So Jungs, jetzt hab ich die Schnauze voll, da geht's lang! Aber das ist unrealistisch, das ist ein Märchen, ein modernes Märchen – und daher gibt es keine Alternativen.“

Die Idee eines politischen Geheimbundes hat er hinter sich gelassen, im politischen Alltagsgeschäft sieht er keine Lösungsansätze mehr. Nach einem längeren Engagement bei den Jungsozialisten hat er für sich das Fazit gezogen: „Politik bringt nichts!“ Und auch ein Beitritt der Schweiz zur europäischen Union wäre höchstens „Symptombekämpfung“. Er selbst hat sich in den letzten Jahren „von diesem ganzen Politischen“, von „den kleinen Einzelproblemen“ abgewendet und begonnen, sich mehr mit „Grundsatzfragen“ zu beschäftigen. Darüber diskutiert er nicht in der Öffentlichkeit und nicht in etablierten politischen Verbänden, sondern mit guten Kollegen, die ähnlich denken wie er. Ohne Programmatik und ohne missionarischen Eifer sind sie dabei, ihre „eigene kleine Mikro-Welt“ aufzubauen, in der sie diskutieren und sich wohl fühlen können. Das ist allerdings ein illuminiertes Männerbünd. Frauen haben ihn Pascal Janns Leben – im Moment zumindest – keinen festen

Platz. „Kinder, Frau, kein Thema. Geht einfach nicht. Schlicht nicht machbar...Dann musst du spüren, dann musst du dich in dieses System einfügen, dann kannst du dich nicht mehr quer stellen. Und ich kann mich im Moment noch quer stellen. Plus ou moins.“ In seiner Nische als flexibler Macher und *Lonesome Cowboy*, ohne allzu große finanzielle Ansprüche, scheint er alte Utopien zu verwirklichen: mal ein wenig studieren, dann *sounden*, dann übersetzen, dann an den Computer, dann zum Sport, dann in die Bar, alles „relativ frei, relativ kreativ“. Aber ihm ist durchaus bewusst, dass das ein Moratorium ist, das die Gefahr des ‚ewigen Studenten‘ in sich birgt. Und obwohl er sich für die eigene Zukunft als „grenzenlos optimistisch“ gibt, schimmert ein unglückliches Bewusstsein stets durch. „Ich habe natürlich schon melancholische Phasen, ...einen kleinen Hang zum Manisch-Depressiven..., mit dieser ganzen apokalyptischen Einstellung“, die ihn die Zukunft des Planeten in den düstersten Farben zeichnen lässt. Obwohl er auf den ersten Blick wie der Prototyp eines postmodernen Sinnbastlers wirkt, zeigt seine Biographie nicht nur Freiheiten, sondern auch den Zwang, die ihm durch die mütterlichen Projektionen angesonnene Rolle als Star endlos zu wiederholen. Aus dem in der Kindheit schwer kranken, von der Mutter daher doppelt verwöhnten klugen Kind ist irgendwie kein Erwachsener geworden, der eine seinen Fähigkeiten entsprechende Möglichkeit der Objektivierung gefunden hätte.

Von sich und seiner Gruppe sagt Pascal Jann, dass die sie verbindende Grundeinstellung die Negation sei: „Es ist eine allgemeine Ablehnung, es ist eigentlich eine Definition über etwas Negatives. Eine Ablehnung von dem, wie es läuft, also vom *Business as usual*.“ Dieses Abgrenzen ist die „verbindende Ideologie“. Zuerst kommt die Distanzierung; „und das Positive kommt dann nachher schon, im Gespräch untereinander. Gleiche Ideen, Ideen, die nachher zusammen ausgearbeitet werden oder solches Zeugs. Aber zuerst ist es eine Negativdefinition.“ Es ist allerdings keine sehr konkrete Negation, sondern eher eine Haltung, die das Erkennen von realen Handlungschancen und politischer Umsetzung zu verunmöglichen scheint. Das erinnert eher an die klassische Bohème und ihre Parole „*Epater le bourgeois*“, als an die Protestbewegungen der 1968er oder 1980er Jahre. Zwar will man sich nicht ins ‚System‘ eingliedern, aber wer oder was das sein soll, bleibt im Dunkeln. Die Selbstdefinition über eine generalisierte Negation dürfte ein äußerst fragiles Fundament für Identitätswürfe von Einzelnen wie Gruppen abgeben.

Entspricht das nun den Zeitdiagnosen von Experten über „Patchwork-Identitäten“ von postmodernen, dezentrierten Subjekten? Ist Pascal Jann der Prototyp eines unternehmerischen und flexiblen Selbst? Ist er der typische „Goffmensch“, der sich in seinen alltäglichen Inter-

aktionen beständig um eine situationsgerechte Selbstdarstellung bemüht? Ist er gar der individualisierte Mensch schlechthin, der in vielen kleinen teilzeitlichen Sinnwelten lebt? <sup>403</sup> Bezogen auf die Herkunftsmilieus seiner Eltern ist er sicher eindeutig ‚individualisierter‘. Das wie selbstverständliche Passungsverhältnis von Habitusbildung, protestantischer Ethik und Präzisionsethos des Uhrmachers wie bei seinem Vater steht ihm nicht zur Verfügung. Der bewusste Konservatismus der Herkunftsfamilie der Mutter aus einer Bauernfamilie aus der katholischen Innerschweiz ist ihm fremd. Aber schon seine Mutter hat sich durch die Heirat mit einem Protestanten und durch geographische Mobilität davon entfernt. Und vieles an den scheinbar typisch individualisierten Haltungen Pascal Janns ist zunächst seinem Aufstieg durch Bildung aus einer Familie mit relativ hohem ökonomischem, aber geringem kulturellem Kapital zuzuschreiben. Angekommen in der akademischen Welt, scheint er sich in dieser nicht heimisch zu fühlen und sucht nach einer Vielzahl von alternativen Betätigungen und Bestätigungen. Dieses Phänomen der Heimatlosigkeit der durch Bildung sozial Aufgestiegenen ist nichts Neues, dürfte sich aber durch die Bildungsexpansion der letzten drei Jahrzehnte verallgemeinert haben. Hinzu kommt bei Pascal Jann seine familiäre Funktion als Projektionsfläche der mütterlichen Genialitätsanmutungen, die einen gewissen Narzissmus begünstigt haben, der in der Außenwelt nicht immer von Kränkungen verschont blieb. Auf die Frage, ob er selber eine Deutung habe, woher seine unkonventionelle Lebensführung stamme, meint er, es gebe verschiedene Einflüsse aus dem Elternhaus, erwähnt dann aber explizit nur die akkurate Haushaltsführung und Fürsorglichkeit der Mutter. „Andere Sachen hingegen, also die ganze Ideologie ist von derjenigen meiner Eltern grundverschieden. Und woher die kommt? Ich habe das Gefühl, das sind Fragmente... Das Ganze ist mehr als die Summe der Einzelteile.“

Auch wenn es auf den ersten Blick so aussehen mag, als seien seine diversen Mitgliedschaften beliebig, sind sie doch relativ konsistent und weisen durchaus eine innere Kohärenz auf; die verschiedenen Identifikationen widersprechen sich nicht. Zu bestimmten Sportarten gehören bestimmte Musikstile, Lokale, Leute und Kleider. Die Milieus, in denen er verkehrt, sind zwar bisweilen unkonventionell, aber hochgradig standardisiert. ‚Individualisiert‘ ist bei ihm vor allem ein gewisses Leiden an der Welt, aus der er sich – „apolitisch“ geworden, wie er selber sagt – als „Apokalyptiker“ verabschiedet hat. Aber ein freiwilliger Jongleur mit beliebigen Sinnwelten ist er dadurch noch lange nicht, dazu sind die verinnerlichten mütterlichen Erwartungen, die Verunsicherungen durch

---

<sup>403</sup> Vgl. Kapitel 1, Abschnitt 1.5: Identitäten.

offenbar verwirrende Bildungsangebote und die Abhängigkeiten von der Heimatstadt viel zu ausgeprägt.

Eine Spur von ‚Provinzgenie‘ und ‚genialem Burschen‘ ist ein fast schon stereotypes Merkmal der männlichen Vertreter dieses Szenarios, das ja eigentlich keines ist. Abschließend soll in diesem Gruppenportrait noch kurz und kontrastierend auf Kurt Fischer eingegangen werden, geboren 1966, ebenfalls in einer dieser schönen kleinen bis mittelgroßen Schweizer Städte, die offenbar einen eminent starken Identifikationssoz auszuüben vermögen. Nach fünf Jahren unterbricht er das Studium von Deutsch, Englisch und Geschichte, um eine Journalistenausbildung zu machen. Nach diesem Schulabschluss entschließt er sich, das Studium definitiv aufzugeben. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet er bei einer kleineren Zeitung, für die er aus der Region berichtet.<sup>404</sup> Er hat gleichsam seine lokale Verwurzelung zur ‚Profession‘ gemacht und ist Lokaljournalist aus Überzeugung. In seinen Überlegungen zum Zustand der Welt findet sich eine Mischung aus dem in Kapitel 6 beschriebenen Zukunftsszenario einer *Bedrohung der Solidargemeinschaft* und einer emotionalen Gesellschaftskritik, die alles Große negiert. Doch unversehens träumt er – ähnlich wie schon Pascal Jann – vom „guten Monarchen“, als er sich über die Langsamkeit der schweizerischen Demokratie beklagt.

„Das beste System an sich, das auch schnell auf gewisse Änderungen reagieren könnte, wäre an sich eine Monarchie, mit einem Herrscher, der auf das Wohl seines Volkes schaut. Nur sind wir leider so veranlagt, dass dieser Herrscher spätestens nach fünf Jahren Herrschaftszeit nur noch seine eigenen Vorteile im Kopf haben wird und sich nicht so verhalten wird. Das hat ja dann auch zum Sturz der ganzen Monarchien geführt letztlich, dass irgendwelche Leute das ausgenutzt haben, dass nicht mehr das Gesamtwohl des Volkes im Vordergrund stand.“

Der Feudalismus wurde abgeschafft, weil es keine guten Könige gab, weil der Mensch von Natur aus schlecht und egoistisch ist und nur dem Eigennutz verpflichtet. Für einen ehemaligen Geschichtsstudenten und Eidgenossen eine erstaunliche Erzählung, die auf eine imaginierte vor-moderne Welt vor 1789, vor den politischen und industriellen Revolutionen zurückweist. Hierzu passt auch eine gleichsam mittelalterliche Vorstellung von der Geschlossenheit von Kulturen. Bei Kurt Fischer führt die Wertschätzung von regionaler Kultur und regionaler Identität dazu, dass Fremde, die in diesem „Kulturkreis“ (Kurt Fischer) leben, sich aber nicht anpassen wollen, als existenzielle Bedrohung erfahren

---

<sup>404</sup> Interview mit Kurt Fischer im Oktober 1998: Peter Stettler und Stefan Wehrli.

werden. In seiner Diagnose lässt sich die multikulturell fragmentierte Gesellschaft nur durch einen neuen Monokulturalismus kitten.<sup>405</sup>

### 7.3 Synthese: Zukunftsfragmente – ein Intermezzo?

*Strukturanalyse des Denkstils:* Dieser ist abstrakt und theoretisch, häufig auch formalistisch und inhaltsleer. Die einst in Paris – gegen die hegemonialen Traditionen abendländischer Philologie und Philosophie – ersonnene kritische Denkbewegung der Dekonstruktion auf alles und jedes angewandt, unpräzise gehandhabt und zur Mode verallgemeinert, hat in ihrer Uneindeutigkeit die paradoxe Folge, dass strukturelle Zwänge und Faktizitäten nicht mehr wahrgenommen werden. Und auch die Geschichte entschwindet hinter beliebigen Erzählungen. Eine Haltung der abstrakten Negation, die zudem hoch emotional ist, verunmöglicht eine kritische Distanz und eine an der Wirklichkeit ausgerichtete analytische Haltung und politische Zeitgenossenschaft. Die Gesellschaftskritik ist häufig nicht nur abstrakt, sondern auch ohne Adressat. Da es kaum konkrete Handlungschancen zu geben scheint, sind im Prinzip immer die Anderen schuld, ohne dass diese noch eindeutig benannt werden könnten. Dadurch kommen Feindbilder gleichsam hinterrücks wieder ins Spiel, wie zum Beispiel bei Kurt Huber, dem Lokaljournalisten, der die Fragmentierung durch die einseitige Akkulturation der Ausländer aufheben möchte.

Im Zentrum stehen durchaus eine vehemente Ablehnung neoliberaler Rezepte und ein gewisses Misstrauen gegenüber der Politik, die als ohnmächtig, aber auch als ineffizient gedeutet wird. Und in diesem Zusammenhang tauchen erstaunlich häufig demokratiekritische Vorstellungen und Sehnsüchte nach klaren Ordnungsprinzipien auf. Das Selbstverständnis ist irgendwie ‚links‘ und ‚kritisch‘, aber von historisch-materialistischer Gesellschaftsanalyse findet sich keine Spur mehr. ‚Marx‘ scheint ganz vom Neoliberalismus in seiner euphorischen wie panischen Version aufgesogen worden zu sein und ist dort gewissermaßen ‚undialektisch‘ aufgehoben.

Die Identitäten und Ansichten mögen fragmentiert, die Gesellschaftsbilder luftig erscheinen; sie sind dennoch im Lokalen verankert und gleichsam durch die Kleinräumigkeit des Denk- und Handlungsspielraums zusammengehalten. Die Zukunftsvorstellungen schwanken zwischen Apokalypse (für die Welt) und Optimismus (für die eigene Person). Häufig das einzig wirklich Konkrete sind das Leben im Hier und Jetzt, das eigene Selbst, der eigene Körper. Der Gestus der unbe-

---

<sup>405</sup> Ausführlicher s. Stettler, Volz (2001).

stimmten Negation ist zu allgemein, um gesellschaftliche Angriffsflächen zu sichten, und hat die Tendenz, in post-pubertärem Dauertrotz zu verharren oder in Gleichgültigkeit und Zynismus zu enden.

*Soziologisch-genetische Analyse:* Eine solche Verortung ist nur versuchsweise möglich. In unserem Sample sind es eindeutig eher junge Männer aus bildungsfernen Milieus und aus Familien, die in den 60er und 70er Jahren aufgestiegen sind. ‚Dekonstruktivisten‘ scheinen häufiger auch aus akademischen Milieus stammen, zudem finden sich hier auch Frauen. Die Vertreter der Fragmentierungsdiagnose sind erstaunlich häufig Studierende oder Absolventen oder Abbrecher eines geisteswissenschaftlichen Studiums, wobei sie dieses mit einem relativ geringen kulturellen Startkapital begonnen hatten. Bedingt durch unsere Fallauswahl haben wir nur solche jungen Männer, die sich mit der Wahl eines solchen Studiums von der beruflichen Ausrichtung und Verankerung der Väter absetzten. D.h. wir haben keine Väter, die selber ein geisteswissenschaftliches Studium absolviert und etwa als Lehrer, Professoren oder Journalisten tätig sind. Zwar haben wir in beschränktem Ausmaß akademisch gebildete Väter, aber nur aus den Bereichen der Natur- und Ingenieurwissenschaften sowie aus der Volkswirtschaftslehre, also auch keine Theologen, Juristen, Ärzte und deren Kinder. Die Vertreter unseres Typus zeichnen sich denn auch durch eine ziemlich heftige Absetzungsbewegung von der Berufs- und Branchenzugehörigkeit der Väter aus. In unserer Fallauswahl finden sich auch keine akademisch ausgebildeten Frauen oder solche, welche über die Geburt der Kinder hinaus berufstätig geblieben wären. Zwar sind einige wiedereingestiegen, aber erst nach vielen Jahren, teilzeitlich und in Bereichen, die ihrer ursprünglichen Qualifikation nicht entsprechen. Es ist ein durchgängiges Merkmal vor allem der Vertreter der post-realistischen Variante, dass sie die ehrgeizigen Erwartungen ihrer Mütter, seltener ihrer Väter, gleichsam deren ungelebtes berufliches und intellektuelles Leben, mit sich herum schleppen. Es sind ‚Muttersöhnchen‘, ratlos schwankend zwischen dankbarer Abhängigkeit und narzisstischer Überheblichkeit.

Auffällig sind die vielen nebenamtlichen Journalisten in unserem Sample oder jene, die vom Journalismus träumen wie Thomas Huber. So gering ihre Zahl hier ist, so verweisen sie dennoch auf ein interessantes Phänomen. Ihr Bildungsprofil entspricht jenem, das in Untersuchungen zur Vorbildung von Schweizer Journalisten und Journalistinnen eruiert wurde. Knapp 40 % hatten anfangs der 1990er Jahre ein Studium abgeschlossen, knapp ein Viertel ein Studium abgebrochen.<sup>406</sup> Trotz der Professionalisierungsbemühungen der letzten Jahre dürften bei den Studienrichtungen nach wie vor die Geisteswissenschaften do-

---

<sup>406</sup> Saxer (1992); vgl. auch Saxer (1981).

minieren, gefolgt von den Sozialwissenschaften und mit beträchtlichem Abstand den Wirtschafts- und Rechtswissenschaften, während die Natur- und Ingenieurwissenschaften fast völlig fehlen. Das mag mit ein Grund sein für die wechselseitigen Affinitäten zwischen dem geisteswissenschaftlichen Habitus und einem feuilletonistischen Denkstil.

Dass die Zeitdiagnose der Fragmentierung nicht allgemein als generationstypisch angesehen werden darf, zeigen in unserem Sample die vielen Söhne, die ähnliche Berufe gewählt haben wie die Väter und etwa in der Landwirtschaft, im Tourismus<sup>407</sup> oder in naturwissenschaftlichen und technischen Berufen tätig sind. Die Unterschiede zum Denkstil der älteren Generation sind dann oft nur gering, wie etwa das Beispiel von André Jann<sup>408</sup>, dem Bruder des oben porträtierten Pascal, zeigt. Und es gibt den jungen Elektromonteur, der sich vor Egoismus und zerstörerischem Wettbewerb ebenso fürchtet wie viele ältere Männer aus Handwerk und Kleingewerbe.<sup>409</sup> Oder den jungen Bauern, der präzise Vorstellungen darüber hat, wie in Zukunft Ökonomie und Ökologie zu vereinbaren wären.<sup>410</sup> Es finden sich auch junge Frauen um die dreißig, die den Weg ihrer ‚guten Mütter‘ einschlagen möchten, bei denen das Denken über die Zukunft zwar auf den allerkleinsten Kreis geschrumpft ist<sup>411</sup>, ohne dass sich aber auch nur ein Hauch von ‚Negativismus‘ ausmachen ließe.

Die zur Haltung der totalen Negation anscheinend unabdingbare Überhöhung des eigenen Selbst findet sich nach wie vor eher bei Männern. Auch die Bedeutung der körperlichen Selbstinszenierung scheint geschlechtsspezifisch unterschiedlich zu sein. Diese hat zwar insgesamt – über Leistungssport, aber auch über Fitness, Wellness, Meditation bis hin zu Schönheitsoperationen – zugenommen, bei den Frauen ist sie aber eher noch eingefügt in traditionelle Schönheitsnormierungen, die neben Stilisierungen auch Selbstverleugnung zur Folge haben können. Selbst jüngere Frauen sind meist noch älteren Formen eines weiblichen Pragmatismus der Partner- und Familienorientierung verhaftet. Bei jüngeren Männern erscheint der Körper dagegen eher als Identitätsfundament und Selbstzweck. Die Kultivierung des Körpers dient der Übersteigerung des Ich, während sie bei Frauen eher ein verborgenes Selbst zur Außendarstellung bringen soll.

*Historisch – geneitische Analyse:* Anklänge an die epistemische Kultur der Geisteswissenschaften finden sich sowohl in der zweifelnden Uneindeutigkeit des ‚Dekonstruktivismus‘ wie in der verzweifelten Arroganz

---

<sup>407</sup> Vgl. auch das Portrait der Familie Meier, Kapitel 4.3.

<sup>408</sup> Vgl. Kapitel 4.2.

<sup>409</sup> Vgl. Kapitel 6,2.

<sup>410</sup> Vgl. Achermann (1999).

<sup>411</sup> Vgl. Kapitel 8.2.

des ‚Postrealismus‘. Der Denkstil erinnert in vielem an die älteren und neueren Traditionen der Geisteswissenschaften: eher idiographisch als nomothetisch, also individualisierend-interpretierend und kaum je nach strukturellen Gesetzmäßigkeiten und Erklärungen suchend. Diese Denkhaltung wird noch weiter kompliziert durch die neuere Haltung der Dekonstruktion, die eine analytische Distanzierung gänzlich zugunsten uneindeutiger Dezentrierungen aufzugeben scheint. Mit diesem ja eigentlich eher französisch-mondänen intellektuellen Flair verknüpft sich – zumindest bei den geisteswissenschaftlich gebildeten ‚Post-Realisten‘ – eine schwere deutsche Tradition der Geistesaristokratie mit ihrem Misstrauen gegenüber der Massendemokratie. Dass Ende des 20. Jahrhunderts von jungen Schweizer Akademikern – und sei es ironisch abgefedert – über „gute Monarchen“ und „vernünftige Diktatoren“ räsoniert werden muss, ist schon bemerkenswert. Die Sehnsucht nach dem guten Monarchen bei Kurt Fischer ergibt sich – ohne dass ihm das allerdings wie den Vertretern des Szenarios *Bedrohung der Solidargemeinschaft* bewusst wäre – aus neokonservativen oder vielleicht besser: postkonservativen Träumereien von einer harmonischen Ordnung, die im organischen Nebeneinander abgeschotteter „Kulturkreise“ und einer Rückbesinnung auf lokale Solidaritäten gefunden werden soll. Pascal Janns Abschweifungen zu einem „vernünftigen Diktator“ und zum „Übermenschen“ sind zunächst Reminiszenzen einer unverdauten Philosophielektüre. Sie bezeugen aber auch eine geistige Ratlosigkeit, die über ihn als Person hinausweist. Wenn die Sehnsucht nach dem starken Mann im Staat (der man dann am besten auch noch gleich selber wäre) auftaucht, sind auch die Lieblinge dezentrierter junger Männer nicht fern: Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche, aber auch Ernst Jünger und Carl Schmitt.

Natürlich erinnert manches an nihilistische Strömungen, und Vorläufer für ein übersteigertes Subjekt, das die Welt als Draperie des eigenen Ichs wahrnimmt, finden sich in der Romantik. Und auch für die ausgeprägte *In-group/Out-group*-Mentalität ließen sich Traditionen benennen. Doch wäre es wohl unangemessen, diese leicht verwirrten und oft pubertär wirkenden Deutungen damit in einen zwingenden Zusammenhang zu bringen. Viele der geäußerten Ansichten und Zukunftsvorstellungen erinnern tatsächlich eher an das für die Adoleszenz typische Schwanken zwischen Größenwahn und Kleinmut, zwischen Ohnmachtsgefühlen und Allmachtsphantasien. Für eine Dauerpubertät sprechen auch die enorme Bedeutung von *Peers* und Männerzirkeln. Auffällig ist zudem ein latenter Antifeminismus oder ‚Afeminismus‘: Frauen werden weniger als feindliches Segment wahrgenommen, sondern sie verschwinden ganz einfach aus dem Bedeutungshorizont von Gesellschaftsbildern und Zukunftsvorstellungen, während die eigenen Mütter

einem noch immer im Nacken sitzen. Dies trifft sicher auch auf viele junge Männer aus ähnlichen Milieus, Familienkonstellationen und mit ähnlichen Bildungsverläufen außerhalb der Schweiz zu, da etwa die Verbreitung von Lektüre, Videos oder Musikstilen mit maskulinisierend-weltanschaulichen und virtuell vergemeinschaftenden Elementen weite Teile der westlichen Hemisphäre umfasst. Was für die Schweiz typischer zu sein scheint, sind die große Verbreitung und hohe Akzeptanz von ‚Provinzgenies‘, die sich mit mehr sozialem als kulturellem Kapital in ihren Heimatstädten ein diversifiziertes Auskommen und Ansehen zulegen können.

Insgesamt sind in diesem Szenario kaum kohärente Vorstellungen über gesellschaftliche Entwicklungen, über Strukturbedingungen und Handlungsoptionen auszumachen. Zwar sind eine kritische Haltung gegenüber einer rein großökonomischen Globalisierung sowie eine Liebe zum Lokalen und Kleinen weit verbreitet, und es findet sich daher so etwas wie die Furcht vor einer „Kolonialisierung der Lebenswelt“ (Jürgen Habermas) durch ‚das System‘. Aber dieses wird nicht objektivierend analysiert, sondern vielmehr subjektiv negiert. Da diese gleichsam persönliche Ablehnung keine Suche nach politischer Umsetzung zur Folge hat, erstarrt sie leicht zur Pose. Wenn die Welt nicht als Realität erscheint, sondern gleichsam neoromantisch als Projektion des eigenen Ichs, ist das Interesse an kollektiven und kohärenten Zukunftsentwürfen gering. Die Diagnose einer fragmentierten Gesellschaft endet in fragmentarischen Zukunftsbildern. Verglichen mit den Formen eines unwiederbringlichen Verlustes von Zukunft, wie sie im nächsten Kapitel beschrieben werden, erscheint diese fragmentarische Sicht jedoch als vorläufig und könnte sich schließlich auch als ein reichlich langes Intermezzo auf dem Weg ins erwachsene Leben entpuppen.